

Vom Aufstieg zur Apokalypse

Die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts

Meine sehr verehrte Damen und Herren,
wie wir vermutlich alle hier, so ist auch das Land, in dem wir leben, ein Kind des 20. Jahrhunderts. Als dieses 20. Jahrhundert etwas älter war als jenes, in dem wir uns heute befinden, wurde das Saarland geboren. Es war kein Wunschkind, das damals das Licht der internationalen Nachkriegswelt erblickte, kein geliebtes neues Staatswesen, auf das die Menschen in der deutschen oder saarländischen Heimat mit Stolz oder Zukunftshoffnung geblickt hätten. Und seine Schöpfer hatten es auch nicht auf den Namen unseres heutigen Bundeslandes getauft. *Saarbecken* hatten die Väter des Versailler Vertrages vielmehr jenes knapp 2000 Quadratkilometer große Industriegebiet im Südwesten genannt, das nach der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg vom untergegangenen Kaiserreich abgetrennt und einer internationalen Regierungskommission zur Verwaltung übergeben wurde. „Als Ersatz für die Zerstörung der Kohlengruben in Nordfrankreich und als Anzahlung auf die von Deutschland geschuldete völlige Wiedergutmachung“, so hieß es im Artikel 45 des Versailler Vertrages wörtlich, sollte das Eigentum an den Saargruben an Frankreich übergehen.

Die saarländische Geburtsurkunde aus dem Sommer 1919 ist nicht das einzige Zeugnis, das die Geschichte unseres Landes als ein ganz besonderes Beispiel für die Entwicklung der internationalen Politik des vergangenen Jahrhunderts ausweist. Im Grunde ist der gesamte saarländische Sonderweg, der vom Versailler Vertrag 1919 bis zur wirtschaftlichen Eingliederung in die Bundesrepublik 1959 führte, nichts anderes als ein Spiegel epochaler Ereignisse und Zusammenhänge, ein Reflex jener Höhen und Tiefen, die die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts beherrschten. Der Aufstieg zur modernen Industriegesellschaft, die Ur-Katastrophe des Ersten Weltkrieges, das verhängnisvolle Scheitern der Weimarer Republik, der Höllensturz in die nationalsozialistische Vernichtung und schließlich die Wiederauferstehung aus Ruinen, sie sind die Säulen jener Geschichte, auf denen noch das heutige Saarland ruht. Wenn ich Ihnen im Folgenden einige Leitlinien der deutschen und internationalen Geschichte aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts präsentieren möchte, dann handelt es sich dabei also nicht nur um historische **Rahmen**bedingungen sondern viel eher um die historischen **Existenz**bedingungen unseres Landes.

Nachgeborene Generationen neigen dazu, die Dinge einer vergangenen Welt von ihrem Ende her zu begreifen. Auf dieses Ende hin streben die vorausgegangenen Ereignisse mit einer gleichsam zwangsläufigen Logik, fast so, als würde die jeweilige Gegenwart die Vergan-

genheit magisch anziehen. Eine solche Perspektive ist nur allzu verständlich, kommt sie doch dem menschlichen Bedürfnis nach Erklärung seines Hier und Jetzt entgegen. Einer Erklärung, die sich in der Geschichte zwingend aus einer chronologischen Abfolge zu ergeben scheint. Das 20. Jahrhundert hat den „magischen“ Endpunkt all seiner historischen Erklärungen allerdings bereits vor der **Mitte** des Säkulums gefunden, in jenen apokalyptischen Jahren vor der Stunde Null, in denen eine bis dahin nicht für möglich gehaltene Auflösung menschlicher Zivilisation eben doch möglich geworden war. Um diesen historischen Abgrund kreisen alle geschichtlichen Deutungsversuche zum 20. Jahrhundert wie ein Planetensystem um seinen Fixstern. Die Zerstörung der alten Welt unter der Herrschaft des Nationalsozialismus, sie steht bis heute im Mittelpunkt eines Zeitalters, das der große britische Historiker Eric Hobsbawm völlig zurecht als das *Zeitalter der Extreme* beschrieben hat.

Extrem war dieses 20. Jahrhundert nicht nur wegen des nationalsozialistischen Zivilisationsbruchs und der Tatsache, dass – um in der Sprache Eric Hobsbawms zu bleiben – dem Zeitalter der Katastrophen ein goldenes Zeitalter in der zweiten Jahrhunderthälfte folgen sollte; darüber wird Ihnen später ja Herr Brill berichten. In extremen Maßstäben präsentiert sich dieses 20. Jahrhundert auch, wenn man es von seinen Anfängen her betrachtet, aus einer Warte also, die den Höllensturz des Jahres 1945 weder voraussehbar noch und erst recht nicht zwingend erscheinen lässt.

Um die Jahrhundertwende sprach ganz im Gegenteil vieles dafür, dass man mit Volldampf in eine aufregend neue Zeit fahren würde. Optimismus, ja Fortschrittseuphorie herrschten im Deutschen Reich und in vielen anderen Ländern Europas, das damals noch das fast unbestrittene Zentrum der Welt darstellte. Das lange 19. Jahrhundert hatte den Aufstieg der Nationalstaaten gebracht, hatte den Weg bereitet für liberale Wirtschaftsordnungen, konstitutionelle Systeme und parlamentarische Demokratien. Die Hochindustrialisierung bescherte den Volkswirtschaften bis dahin ungeahnte Zuwachsraten, kriegerische Auseinandersetzungen blieben lokal und zeitlich begrenzt, die lange Friedensphase seit der deutschen Reichsgründung förderte die wirtschaftliche und gesellschaftliche Prosperität. Metropolen und urbane Zentren wuchsen teilweise explosionsartig, Städte vervielfachten in wenigen Jahrzehnten ihre Bevölkerungszahl. Zahllose Erfindungen und technische Errungenschaften begannen auch die Alltagswirklichkeit der Menschen zu erobern, erleichterten das Leben in Stadt und Land, sei es durch den Siegeszug von Elektrizität, Chemie und modernen Verkehrsmitteln, sei es durch die Quantensprünge, die in den Bereichen von Medizin und Hygiene erzielt wurden. Auch Kohle und Stahl, die „alten“ Leitsektoren der Industrialisierung, boomten nach wie vor, vermeldeten in europäischen Industriezentren – wie denen an Ruhr oder Saar - bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs ständig neue Umsatzrekorde.

Die große Geschwindigkeit, mit der die europäische Gesellschaft in eine neue Epoche der Geschichte raste, war vor allem im Zentrum des Kontinents deutlich spürbar. Das Deutsche Reich, das seit Bismarcks Abdankung in wilhelminischer Fortschrittsbegeisterung vereint war, schickte sich an, Großbritannien als ökonomische Führungsmacht Europas abzulösen. Bei der Weltindustrieproduktion hatte man 1913 global bereits den zweiten Platz hinter den Vereinigten Staaten erobert, und auch beim Welthandel lag man neben den beiden großen angelsächsischen Konkurrenten an der Spitze. Besonders zukunftssträchtig sollten sich die Investitionen in eine lukrative Forschungs- und Bildungslandschaft erweisen. Etwa die Hälfte aller bedeutenden Entdeckungen, die in den 50 Jahren vor dem Ersten Weltkrieg weltweit in Medizin und Physik gemacht wurden, ging auf ein deutsches Konto, und auch die Zahl der deutschen Nobelpreisträger brauchte international keinen Vergleich zu scheuen. Die ungeheure Dynamik des gesellschaftlichen Wandlungsprozesses schlug sich schließlich auch in einer faszinierenden Blüte der Kulturlandschaft nieder. Franz Kafka, Stefan Zweig und Thomas Mann, Franz Marc, August Macke und Paul Klee, Richard Strauß, Gustav Mahler, Arnold Schönberg, Walther Gropius, Johannes Itten, Marcel Breuer, wohl selten hat im deutschen Sprachraum eine solche Explosion künstlerischer Kreativität stattgefunden wie in jenen Jahren zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die später als *klassische Moderne* in die Kunst- und Literaturgeschichte eingegangen sind.

Künstler gelten gemeinhin als die zuverlässigsten Seismographen einer Gesellschaft. Deswegen war das kommende Unheil auch um 1900 nirgendwo so früh aufzuspüren wie in der zeitgenössischen Kunst. Die teils vor, teils bereits unter dem Eindruck des Ersten Weltkriegs entstandenen Beispiele dafür sind Legion. Thomas Manns Roman über den Untergang einer bürgerlichen Familie, Georg Trakls morbide Lyrik oder die kubistische Zerlegung der Welt, wie wir sie auf expressionistischen Gemälden finden, sollen hier nur stellvertretend genannt werden. In der historischen Rückschau lassen sich die Krisensymptome der kaiserzeitlichen Gesellschaft freilich auch jenseits der Kunst entdecken. Die sozialen Unterschiede und Spannungen in der hochindustriellen Massengesellschaft etwa wuchsen mindestens genauso schnell wie die Produktionsziffern und die Größen der Unternehmen. Der rasante Aufstieg der Sozialdemokratie zur stärksten Partei des Reiches gab den proletarischen Massen Hoffnung und Heimat, schürte auf der anderen, bürgerlichen Seite aber auch bisweilen neurotische Revolutionsängste. Der nimmermüde Wachstumsgeist und grenzenlose Fortschrittsglaube gingen einher mit zunehmenden Ängsten und Aggressionen, die eine spürbar nervöser werdende Gesellschaft plagten. *Neurasthenie* nannte sich das damalige *Burnout*-Syndrom, deren kaiserzeitliche Ausbreitung und Bedeutung der Bielefelder Historiker Joachim Radkau vor einigen Jahren mit einer wunderbaren Monographie gewürdigt hat.

In der internationalen Politik verwandelte sich die wachsende Nervosität zunehmend in Säbelrasseln, eine Untugend, die vor allem der deutsche Kaiser Wilhelm II., aber beileibe nicht nur er beherrschte. Deutschland allerdings schien dafür besonders prädestiniert, entsprach der Rang, den man unter den Weltmächten auf der politischen Bühne einnehmen durfte, doch noch nicht jenem Platz, den man als führende Industrienation innehatte. Um Ebenbüdigkeit mit Frankreich oder England und ihren weltumspannenden Kolonialreichen erlangen zu können, provozierte man die Kontrahenten einerseits mit einer Kanonenbootpolitik, wie sie beispielsweise 1912 vor der nordafrikanischen Küste getestet wurde. Andererseits begann mit der seit 1898 sanktionierten Flottenpolitik ein Kapitel des Wettrüstens zwischen den Großmächten, das das internationale Bedrohungspotenzial fast täglich wachsen ließ. Es zeigte sich schon hier, dass die Großmächte bereit waren, einen begrenzten und – wie sie glaubten – beherrschbaren Konflikt einzugehen, wenn es darum ging, ihr Ansehen in der Welt zu mehren oder doch wenigstens zu wahren.

Besonders nachhaltig vergiftet wurde Europa durch mentale Veränderungen, die seit der Jahrhundertwende fast überall gesellschaftsfähig wurden. Das betraf zuallererst den Aufstieg des Nationalismus, der sich von seinen kulturell-sprachlichen Wurzeln und seinen ursprünglich **demokratischen** Intentionen immer weiter entfernt hatte und auf dem Weg zu einer Art religiösem Staatskult war. Forciert

wurde diese Entwicklung durch das sogenannte Unbehagen an der Moderne, die immer verbreitetere Ziel- und Orientierungslosigkeit einer bürgerlichen Gesellschaft im dramatischen Umbruch. „Der Nationalismus bündelte“, schreibt der renommierte Zeithistoriker Ulrich Herbert, „alle Beschwerden und Beängstigungen: das Leiden an sozialer Zerrissenheit und politischer Auseinandersetzung, die Verklärung der Einheit vor der Vielfalt, die Resignation vor der Kompliziertheit der modernen Welt und die Sehnsucht nach einfachen Erklärungen, die Angst vor den Anarchismen der Freiheit, die Suche nach Erlösungsperspektiven und quasi-religiösem Halt. Zugleich vermittelte er aber auch die neue Erfahrung des Rausches einer Massenveranstaltung oder die neu gewachsene Lust an Macht und nationalem Expansionsstreben.“

Besonders aggressiv und gefährlich wurde der neue Nationalismus in Verbindung mit einer zweiten Erscheinung dieser Zeit. Die Entwicklung von Rassenhygiene und Eugenik sowie einem aus der tierischen Verhaltenslehre abgeleiteten Sozialdarwinismus zu einem scheinbar wissenschaftlich begründeten Instrumentarium nationaler Politik beseitigte viele Schranken auf dem Weg in zivilisationsferne Abgründe. Am schrecklichsten sollte sich das mittel- und langfristig auf das Schicksal der Juden auswirken, weil der ohnehin in ganz Europa verbreitete Antisemitismus nun nicht mehr religiös, sondern biologisch, wie man jetzt sagte: rassistisch-völkisch begründet wurde. Aber auch kurzfristig, schon vor dem Ersten Weltkrieg, zeigte die unheilvolle

Symbiose von Nationalismus und Rassismus ihre ganze bedrohliche Kraft. Wie die Umsetzung dieser ideologischen Verschmelzung in reale Expansionspolitik aussehen konnte, das bewiesen die Kolonialmächte jedenfalls mehr als einmal in hinreichender Deutlichkeit. Die Grausamkeiten der belgischen Ausbeutung des Kongo, die in wenigen Jahren Millionen Einheimischen das Leben kostete, wären an dieser Stelle ebenso zu nennen wie etwa die Exzesse der südafrikanischen Burenkriege unter englischer Verantwortung oder jener erster Genozid in deutschem Namen, der 1905 in Südwest-Afrika unter Beteiligung eines gebürtigen Saarlouisers, des General von Lettow-Vorbeck, Hunderttausende Herrero in den Hungertod trieb. Der Boden war also schon vor dem Ersten Weltkrieg bereitet für das bis dahin blutigste Jahrhundert der Menschheitsgeschichte.

Gleichwohl haben aber erst die unfassbar grausamen Erfahrungen der Jahre 1914-18, die Grenzüberschreitungen und Tabubrüche eines weltweit und total geführten Krieges zu jener grenzenlos entfesselten Gewaltorgie geführt, die Europa 1945 an den Rand der vollständigen Selbstzerstörung bringen sollte. *Die Büchse der Pandora*, mit der der Freiburger Historiker Jörn Leonhard seine große Geschichte des Ersten Weltkriegs betitelt hat, liefert also tatsächlich genau das richtige Bild: So wie in der griechischen Mythologie das Öffnen der Büchse alles Übel über die Welt gebracht hatte, so konnte auch die Menschheit des 20. Jahrhunderts der einmal entfesselten Gewalt nicht mehr Herr werden, bevor nicht das ganze System kollabiert war. Der

Kataklysmus, der Fachbegriff für eine solche, alles zerstörende Katastrophe, auch er ist uns von den Griechen überliefert.

Als die europäischen Staatsmänner im Sommer 1914 mit dem Feuer spielten, als sie den großen Waffengang schließlich riskierten, obwohl sie zumindest ahnten, was das bedeuten könnte, schien ein solcher Kataklysmus natürlich noch sehr weit entfernt, vermutlich war er sogar undenkbar. Dass der erste moderne Maschinenkrieg aber alles in den Schatten stellen könnte, was man bisher erlebt hatte, das war auch in den verantwortlichen Kreisen bekannt. So etwas kam bereits unmittelbar nach der Kriegsentscheidung in solchen Wortmeldungen zum Ausdruck, die davon sprachen, dass das Licht in Europa ausgegangen sei. Wie schnell sich Dunkelheit über den Kontinent legen konnte, das zeigte sich schon wenige Tage, nachdem man mit nationalem Pathos und unter dem Eindruck des – heute nicht mehr ganz so euphorisch eingeschätzten – Augusterlebnisses in den Kampf gezogen war. Die deutschen Truppen zum Beispiel, die das Land des französischen „Erbfeindes“ nach dem „Schlieffen-Plan“ via Belgien im wilhelminischen Eiltempo erobern wollten, setzten die bisherigen Regeln der Kriegsführung bereits auf der ersten Etappe nach Paris außer Kraft. Die Tötung mehrerer Tausend Zivilisten und die Zerstörung der weltberühmten Bibliothek von Loewen sind zu Symbolen für diesen ersten Bruch mit zivilisatorischen Maßstäben geworden.

So schnell das deutsche Heer zunächst fast bis nach Paris kam, so wenig sollte es dieses Ziel jemals erreichen. Der Schwung der Anfangsoffensive war schnell verebbt, man wurde von Franzosen und Engländern zurückgeworfen, es folgte ein fast vierjähriger Stellungskrieg, in dem beide Seiten Millionen Soldaten verloren aber kaum einen Meter Land gewannen. Die Absurdität eines solchen Menschen und Maschinen verschlingenden Nullsummenspiels war das eine, das Entsetzen und die Qualen, die die Soldaten auf beiden Seiten dieses sinnlosen Gemetzels ertragen mussten, das andere. Nicht der heroische Kampf Mann gegen Mann, wie ihn die Propaganda verkündet hatte, fand hier statt, sondern der anonyme Tod, herbeigeführt von Maschinengewehrsalven, Schrapnell- und Artilleriegeschossen, die ihre schrecklichen Spuren in bis zur Unkenntlichkeit zerfetzten und verstümmelten Körpern hinterließen. Zu Sinnbildern des massenhaften Sterbens und Leidens sind in der kollektiven Erinnerung vor allem die Schlachten von Verdun und an der Somme im Jahr 1916 geworden. Die wochen- und monatelangen Kämpfe hinterließen hunderte tausende von toten Franzosen, Engländern und Deutschen, die völlig umsonst für ihr Vaterland gestorben waren, wobei die Franzosen wenigstens noch für sich reklamieren konnten, dass sie mit der Festung Verdun einstweilen auch ihre Heimat vor der Attacke der „Böches“ gerettet hatten.

Während es also, mit Erich Maria Remarque gesprochen, im Westen vier Jahre lang nichts Neues gab (außer eben immer mehr Toten, In-

validen und verwüstetem Land), verlief der Krieg im Osten in ganz anderen Bahnen. Nicht nur, dass hier das Kriegsglück mehrfach wechselte, dass die Deutschen zunächst von russischen Truppen überrannt wurden, dass Ostpreußen besetzt wurde und das Reich erst durch die gewonnenen Schlachten von Tannenberg und Masuren gerettet werden konnte. Vor allem war das Feld des Krieges hier viel ausgedehnter als im Westen, erstreckte sich zeitlich von den Balkankriegen um 1910 bis zur türkischen Unabhängigkeit von 1922/23 und räumlich von Afrika über den Nahen Osten bis in die Baltischen Staaten. Komplexer waren hier auch die Frontverläufe und die Fragen der Allianzen von Kriegsteilnehmern, zu denen neben den Deutschen und den Mächten Südosteuropas vor allem die im Niedergang begriffenen Imperien des Zaren, des Osmanischen Reiches und der Donaumonarchie Österreich-Ungarn gehörten.

Der im Ersten Weltkrieg besiegelte Niedergang dieser alten, multiethnischen Imperien war auch ein Grund dafür, dass der Konflikt im Osten auf einer zweiten, nichtmilitärischen Ebene ausgetragen wurde. Anders als in Nordfrankreich und in Flandern, wo der Kriegstod in aller Regel „nur“ die Soldaten traf, hatte hier in großem Umfang auch die Zivilbevölkerung zu leiden. Die Entstehung neuer Nationalstaaten und die damit einhergehenden ethnischen Säuberungen hatten verheerende Folgen für die gesamte Region. Umsiedlungen, Deportationen, ja Genozide gehörten hier ebenso zu den Begleiterscheinungen des großen Krieges wie antisemitische Pogrome oder Massaker an

der Zivilbevölkerung, wie sie die zaristischen Truppen beispielsweise 1915 in Galizien anrichteten. Auch der türkische Völkermord an den Armeniern, bis zum heutigen Tage ein Thema der internationalen Politik, fand in diesem Rahmen statt. Vermutlich mehr als eine Million Armenier wurden in die syrische Wüste verschleppt und dem Hungertod preisgegeben. Wie schrecklich zukunftssträchtig die in jenen Jahren betriebene Kriegspolitik im Osten war, das bewiesen auch die deutschen Truppen. Denn just im Zusammenhang mit den erfolgreichen Vorstößen von 1917/18, die nach Russland und Weißrussland sowie in die Ukraine führten, entstanden auch die Pläne von einem Kolonialreich in den Weiten des Ostens, in das nach den entsprechenden Säuberungen und Vertreibungen deutsche Siedler ziehen sollten. Der 1941 einsetzende Vernichtungskrieg, er wurde auf diese und ähnliche Weise bereits ein Vierteljahrhundert vorher gedanklich vorbereitet.

Als der Waffenstillstand von Compiègne den Kampfhandlungen in den meisten Teilen Europas ein Ende setzte, hatte der Krieg eine verheerende Bilanz hinterlassen. Neuere Berechnungen gehen davon aus, dass knapp 15 Millionen Menschen darin ihr Leben verloren, davon allein neun Millionen Soldaten, die auf den Schlachtfeldern blieben. Damit waren in diesem ersten totalen Krieg mehr Menschenleben zu beklagen als in allen bedeutenden Gefechten zusammen, die weltweit zwischen 1793 und 1914 stattgefunden hatten. Und als ob

die letale Katastrophe noch nicht groß genug ausgefallen wäre, zog im Gefolge des Krieges auch noch eine Grippeepidemie um die Welt, die sogar noch mehr Menschen das Leben kosten sollte als alle Weltkriegsschlachten.

Katastrophal hoch waren außerdem die finanziellen Kosten des Krieges und seine materiellen Folgelasten. Um sich eine ungefähre Vorstellung davon machen zu können, seien nur einige wenige Zahlen dazu genannt. Zu Beginn des Krieges hatten die Deutschen in Berlin-Spandau wie in uralten Zeiten einen Kriegsschatz anlegen lassen, 225 Millionen Reichsmark wurden hier sicher gebunkert, um den, wie man allseits glaubte, kurzen Krieg gegen Franzosen, Briten und Russen bezahlen zu können. In der Realität der folgenden Jahre zeigte sich aber, dass diese Summe gerade einmal reichte, um 2-3 Tage lang Krieg zu führen. Die Kosten des gesamten Unternehmens wurden schließlich auf etwa 200 Milliarden Mark taxiert, das war nicht weniger als das Fünffache des gesamten deutschen Volksvermögens vor 1914. Finanziert wurde die Ur-Katastrophe des 20. Jahrhunderts somit vor allem durch das Anhäufen staatlicher Schulden, und die Zechen hatten letztlich die Gläubiger und die Bürger zu zahlen, die Kriegsanleihen gezeichnet hatten, deren Gegenwerte sich in der Hyperinflation von 1923 ebenso in Luft auflösen sollten wie die anderen Kriegsschulden des untergegangenen Kaiserreichs. Dass das Vertrauen des um sein Geld und seine Lebensperspektiven gebrachten Bür-

gertums in die junge Republik nach dieser faktischen Enteignung nicht unbedingt wuchs, liegt auf der Hand.

Bei der Betrachtung der Folgen des Weltkriegs für die 1919 geborene Weimarer Republik erweist sich die Frage der Kriegsfinanzierung als geradezu symptomatisch. Die Schuld für das Unheil, das ja gerade im Namen der reaktionären und nationalistischen Kreise angerichtet worden war, wurde nun ausgerechnet jenen Kräften angelastet, die sich am meisten für einen demokratischen und republikanischen Neubeginn engagierten. Die Grundlage für diesen perfiden Transfer von Schuld und Verantwortung wurde bereits in den letzten Kriegstagen gelegt. Am griffigsten wurde er formuliert in der Legende vom „Dolchstoß“, nach der eine im Feld unbesiegte Armee von der deutschen Heimat sozusagen heimtückisch erledigt worden sei – und mit dieser „Heimat“ waren eben vor allem jene Demokraten aus SPD, Liberalen und Zentrum gemeint, die die Republik von Weimar trugen. Noch unter dem Einfluss der erzreaktionären Obersten Heeresleitung von Hindenburg und Ludendorff war darauf gedrängt worden, dass man die Initiativen für die Beendigung des Krieges und die Abdankung des Kaisers den Demokraten überlassen sollte, um selbst nicht ins Kreuzfeuer der öffentlichen Kritik zu geraten. Und tatsächlich war es dann ja auch der zentrierte Staatssekretär Matthias Erzberger, der im Eisenbahnwagen von Compiègne den Waffenstillstandsvertrag

unterschrieb. Schon drei Jahre später wurde er zum Opfer eines der vielen Attentate, die die junge Republik erschütterten.

Die unverarbeitete Vergangenheit des Kaiserreichs und des von ihm ausgefochtenen Weltkriegs, sie lastete wie eine tonnenschwere Hypothek auf der Weimarer Republik, wie ein Alptraum, aus dem es kaum ein Entrinnen gab. Das war auch deshalb schwer, weil die Republik mit dem Versailler Vertrag einen Geburtsschein in die Wiege gelegt bekommen hatte, der nicht nur ihren vormaligen Großmachtstatus zurechtstutzte, sondern auch eine einseitige Art der Vergangenheitsbetrachtung einforderte. Der Verlust von Kolonien und Territorien des Reiches, die Einschmelzung seiner Militärmacht, die Besetzung des Rheinlandes und die schließlich auf 132 Milliarden Goldmark festgelegten Reparationszahlungen, sie waren es nicht allein, die das nationale und internationale Klima der Zwischenkriegszeit belasteten. Gift für die deutsche Volksseele war vor allem der berühmte Kriegsschuldparagraph 231 des Versailler Vertrages, nach dem das Deutsche Reich die alleinige und schuldhafte Verantwortung für den Ersten Weltkrieg trug. Die Exklusivschuld der Deutschen, am vehementesten von Frankreich behauptet, aber ebenso von den anderen Siegermächten unterschrieben, um die Reparationsforderungen zu legitimieren, war schon 1919 auch außerhalb des Reiches umstritten. Es gab bereits damals internationale Stimmen, die das aussprachen, was in der historischen Forschung heute längst zum common sense

geworden ist: dass nämlich die Verantwortung für Ausbruch und Verlauf des verheerenden Krieges auf vielen europäischen Schultern lastete und dass vor allem in der Art der Versailler Friedensregelungen bereits der Keim für kommendes Unheil steckte.

Kein politisches Thema fand in der Weimarer Republik und ganz besonders in dem von ihr abgetrennten Saargebiet eine so einhellige Resonanz wie die Forderung nach einer Revision des Versailler Vertrages. Mit nichts konnte man politisch so punkten wie mit dem Kampf gegen die sogenannte Schmach von Versailles, an der in den Augen vieler Deutscher nicht nur die Siegermächte (und darunter namentlich Frankreich) sondern auch jene deutschen Republikaner Schuld trugen, die den Vertrag im Namen ihres Landes unterzeichnet hatten. Heute weiß man, dass nicht wenige jener demokratischen Stimmen, die den Totengräber der Demokratie an die Macht bringen sollten, genau diesen Zusammenhang illustrieren. Von Anfang an hatte sich nämlich Adolf Hitler am radikalsten und am rücksichtslosesten gegen das „Diktat von Versailles“ exponiert, hatte im Kampf gegen das Friedenswerk, gegen die „Systemparteien“ und die „jüdisch-bolschewistischen“ Kräfte dieser Welt die Wiederauferstehung Deutschlands in neuer Größe versprochen.

Nach einer noch heute verbreiteten Auffassung war Weimar eine Republik ohne Republikaner, eine Demokratie ohne Demokraten. Wenn man die erste deutsche Republik aus der Perspektive ihres dramati-

schen Endes betrachtet, kann man tatsächlich zu dieser Einschätzung gelangen. Gleichwohl war das Schicksal Weimars keineswegs vorherbestimmt, stand der Weg in die Diktatur eben nicht von Anfang an gleichsam alternativlos fest. Nach den im Bürgerkrieg 1918/19 blutig verlaufenen Geburtswehen, nach den rechten Putschversuchen von Kapp und Hitler sowie den großen Erschütterungen von Ruhrkampf und Inflation gelang es vielmehr, das Land seit 1924 für einige Jahre zu stabilisieren. Ein bescheidener wirtschaftlicher Aufschwung, der Beginn von Erfüllungspolitik und internationaler Verständigung (die vor allem mit den Namen Briand und Stresemann verbunden war) sowie eine lange Zeit existierende parlamentarische Mehrheit für die demokratisch-republikanischen Kräfte brachten Deutschland bis Ende der 1920er Jahre innen- wie außenpolitisch in relativ ruhiges Fahrwasser. Als bei den Reichstagswahlen von 1928 die Erfolge der Republikfeinde aus dem linken und rechten Spektrum in überschaubarem Rahmen blieben, als die NSDAP mit 2,6% der Stimmen höchstens die Rolle einer scheinbar vernachlässigbaren Splitterpartei spielte, da konnte man sich noch kaum vorstellen, dass nur zwei Jahre später der unaufhaltsame Abstieg beginnen sollte.

So sehr die subversive Kraft der alten Eliten die Demokratie unterhöhlte, so sehr die Erblast von Krieg und Versailles die Republik beschwerte: Ohne die 1929 von Amerika ausgehende Weltwirtschaftskrise hätte es Hitler und die nationalsozialistische Terrorherrschaft wohl nicht gegeben. Dafür spricht nicht nur die Entwicklung im Deut-

schen Reich, wo sich erst unter den Bedingungen einer dreißigprozentigen Arbeitslosigkeit, alltäglicher Not und zunehmender Straßenkämpfe die NSDAP binnen kürzester Zeit zu einer Massenbewegung entwickelte. Mit seinem Rechtsruck stand Deutschland allerdings nicht alleine da. Auch in vielen anderen Staaten des Kontinents etablierten sich in dieser Zeit autoritäre Regime, und selbst gestandene Demokratien wurden von rechten oder faschistischen Kräften bedroht. Dass es zudem viele Steigbügelhalter aus nationalkonservativen oder reaktionären Kreisen gab, die Hitler eigentlich nur „einhegen“ wollten, ihn aber genau damit dauerhaft an die Macht brachten, gehört zur besonderen Tragik des 30. Januar 1933. Dass Millionen Deutsche bereit waren, Hitler ihre Stimme zu geben, obwohl bereits klar war, dass Gewalt und Krieg die wichtigsten Instrumente seiner Politik sein würden, das lässt sich heute, aus einer Perspektive von Frieden und Freiheit, viel schwerer nachvollziehen als aus der Sichtweise des permanenten Ausnahmezustands der beginnenden 1930er Jahre.

Tatsächlich war Hitlers Aufstieg zum Reichskanzler beides, Machteinsetzung und Machtergreifung zugleich. Eingesetzt wurde er zum einen von jenen bereits erwähnten reaktionären Kreisen, denen Demokratie und Republik zuwider waren, die ein Zurück in monarchische oder autokratische Regierungsformen wünschten. Eingesetzt wurde er de facto aber auch von einer rapide zunehmenden Zahl von Menschen, auch und gerade von jungen Menschen. Sie erblickten in

seiner Person die Vision eines neuen, starken und einigen Deutschlands, sahen in ihm einen heilsbringenden Führer am Werk, der sie aus jenem Tal der Tränen herausführen würde, in das sie angeblich die Weimarer Demokraten und die Bolschewisten gebracht hatten. Auf der anderen Seite gab es auch keinen Zweifel, dass Hitler die Macht auf jeden Fall *ergreifen* wollte. Und zwar mit allen keineswegs legitimen Mitteln. Die wachsende Präsenz der immer bedrohlicher auftretenden SA-Truppen, die ihre buchstäbliche Schlagkraft schon lange vor 1933 hinreichend unter Beweis gestellt hatten, demonstrierte eindeutig, dass sich Hitler von demokratischen Spielregeln nicht aufhalten lassen wollte.

Trotz dieser eindeutigen Vorgeschichte ahnten damals nicht einmal die Gegner Hitlers, mit welcher Brutalität und Geschwindigkeit er nach dem Erringen der politischen Macht die Deutschen und ihr Reich vollkommen verändern würde. Binnen weniger Monate war von der Weimarer Demokratie nichts mehr übrig geblieben. Notverordnungen setzten demokratische Grundrechte außer Kraft, Oppositionelle aus KPD und SPD wurden zu Zehntausenden terrorisiert, verhaftet, in neu errichtete Lager gesteckt. Parteien, Gewerkschaften und Verbände wurden aufgelöst, gleichgeschaltet, nach dem Führerprinzip neu organisiert. In Dachau begann noch im Sommer 1933 die entsetzliche Geschichte der Konzentrationslager, in die bald nicht nur Regimegegner, sondern auch sogenannte Arbeitsscheue, Asoziale

oder Gemeinschaftsfremde eingesperrt wurden. Und es begann die unendliche Leidensgeschichte der Juden, mit Boykottaktionen, ersten gewaltsamen Übergriffen und der Institutionalisierung einer antisemitischen Gesetzgebung. Schließlich wurden im Juni 1934 in einer großangelegten Mordaktion auch die innerparteilichen Gegner Hitlers beseitigt. Zu den 100-200 Opfern der „Nacht der langen Messer“ gehörten aber nicht nur führende SA-Leute wie Ernst Röhm oder die Vertreter des linken Strasser-Flügels der NSDAP, sondern auch einige Kirchenmänner.

All dies geschah keineswegs im Verborgenen, sondern fast immer vor den Augen der nationalen und internationalen Öffentlichkeit. Im Verhältnis zum Ausmaß der Unterdrückung blieb der Protest dagegen eher in bescheidenem Rahmen. Gewiss, es gab Reaktionen des Abscheus und des Entsetzens, den Aufruf zum Widerstand sogar. Aber solche klaren Frontlinien wurden vor allem von denen gezogen, die von Hitlers Repressionen am meisten betroffen waren: von den ins Exil geflüchteten Oppositionellen aus dem linken Lager, von internationalen jüdischen Organisationen, auch von einigen mutigen Vertretern aus beiden Kirchen. Dass die Mehrheit der Deutschen hingegen die Gewaltpolitik ganz offenkundig tolerierte, dass vor eben diesem Hintergrund die gewaltsame Abschaffung der Demokratie auch bei der Saarabstimmung von 1935 eher eine untergeordnete Rolle spielte, das hatte sicher mehrere Gründe. Natürlich gehörte dazu die einschüchternde Wirkung einer stets präsenten Gewaltherrschaft – aber

offenkundig auch die Bereitschaft, diese Gewalt zu akzeptieren, wenn sie sich gegen die vermeintlichen **Feinde** des Volkes richtete. Selbst Carl Schmitt, einer der renommiertesten Staatsrechtler im Reich, diente sich dem neuen Regime an, veröffentlicht angesichts der Morde des sogenannten „Röhm-Putsches“ einen berüchtigten Artikel unter dem Titel: „Der Führer wahrt das Recht“. Schließlich, und das war vielleicht sogar der wichtigste Grund für die ex- oder implizite Akzeptanz von Gewalt gegen die Regimefeinde oder später gegen die von der „Volksgemeinschaft“ Ausgeschlossenen: Die Menschen richteten sich auch in der Diktatur in ihrer Normalität ein, ließen sich in ihren alltäglichen Gewohnheiten nicht beirren, sahen weg oder verdrängten, was außerhalb ihrer bürgerlichen Existenz geschah. Ein solches Verhalten lässt sich bei Generationen von Menschen nachweisen, in allen Kulturen und Zeiten. Jene Mehrheit der Deutschen – wir sprechen hier wohl bemerkt nicht von den Hunderttausenden, die sich nachweislich und in teils monströsen Ausmaßen als Täter schuldig gemacht haben – die Millionen zählende Mehrheit von Deutschen also aus heutiger Perspektive schon deshalb schuldig zu sprechen, weil sie weggeschaut oder geschwiegen haben, dafür muss man sich schon auf ein sehr hohes moralisches Ross begeben. Ich möchte es nicht besteigen müssen.

Dass Gewalt außerdem in der politischen Kultur der 1930er Jahre sehr viel mehr als heute zum durchaus noch legitimen Instrumentarium der Politik gehörte, beweist spätestens ein Blick auf den von Hit-

ler eingeschlagene außenpolitischen Kurs. Sein erster außenpolitischer Sieg, die erfolgreich verlaufene Saarabstimmung, war noch auf demokratischem Weg erkämpft worden, und auch danach beteuerte Hitler noch seinen ziemlich fadenscheinigen Friedenswillen. Gleichzeitig lief aber schon ein gigantisches Aufrüstungsprogramm, gegen internationale Vereinbarungen, mit verdeckter Finanzierung, natürlich mit Schulden bezahlt, bereits auf den künftigen Angriffskrieg zielend. Die Rüstungspolitik wirkte gleichzeitig als Konjunkturprogramm, mit ihr gelang es, die Arbeitslosenzahlen im internationalen Vergleich im Rekordtempo auf ein Rekordtief zu senken. Nichts hat die Nazi-herrschaft in ihren ersten Jahren so sehr stabilisiert wie diese „kriegerische“ Arbeitsmarktpolitik. Im Gegenzug, und auch das stand natürlich in enger Verbindung mit der Aufrüstung, wuchs die Verehrung der Deutschen für ihren Führer in dem Maße, wie Hitler bis in die ersten Kriegsjahre hinein mit einer immer aggressiveren Außenpolitik von Erfolg zu Erfolg eilte. Schon im Jahr der Saarrückgliederung begann der vertragswidrige Aufbau der Wehrmacht, im Jahr darauf folgte die ebenso vertragsverletzende Remilitarisierung des Rheinlandes, die anschließend mit einem Plebiszit legitimiert wurde. 1938 der ebenfalls plebiszitär sanktionierte Anschluss Österreichs, im Herbst des gleichen Jahres die „Heimholung“ des Sudetenlandes, der im März 1939 die Besetzung der demokratischen Rest-Tschechoslowakei folgte. Schließlich die Blitzkriege gegen Polen und Frankreich, dazwischen und parallel die Besetzung von Teilen Skandi-

naviens und der Benelux-Staaten. Innerhalb weniger Jahre war der kleine Gefreite aus dem schmachlich verlorenen Weltkrieg zum Imperator Europas geworden. Hitler hatte bei seinem Siegeszug keinerlei Skrupel gekannt, hatte ständig Vabanque gespielt und hatte doch bis 1940 keinen nennenswerten Widerstand erfahren. Sein Volk, so schien es, hatte seinen wahren Führer gefunden, und wenn dieses Volk vor jeder all dieser Eroberungen auch eher ängstlich als freudig erregt war, so wuchs danach, nach jedem geglückten Coup, die Verehrung für den Mann, dem alles zu gelingen schien, fast ins Messianische.

Aber es war eben nicht der Heils- sondern der Todbringer, der seit 1939 die Welt mit Krieg überzog. Und dieser Krieg kannte durchaus zwei Gesichter. Während West- und Nordeuropa nach der raschen Eroberung bzw. Besetzung ein relativ moderates Regime erlebten, das sich auf zahllose Kollaborateure stützen konnte und erst ab 1943 auf nennenswerten Widerstand traf (dann allerdings auch solche schrecklichen „Vergeltungsaktionen“ wie 1944 im französischen Oradour erlebte), während im Westen also lange Zeit ein relativ normales Leben möglich blieb, schien es beim Ostfeldzug von Anfang an so, als ob der Teufel persönlich Regie führte. Schon der Auftakt in Polen, so kurz und schmerzvoll er war, bewies den gezielten Vernichtungswillen, der bei der Eroberung von „Lebensraum“ für die „nordische Rasse“ an der Tagesordnung war. Und so wurden im Herbst 1939 bei Luftangriffen auf polnische Städte nicht nur 26.000 Zivilisten getötet,

sondern nach der Besetzung auch polnische Eliten systematisch liquidiert; geschätzt 20.000 Führungspersönlichkeiten und Intellektuelle fielen dieser Aktion zum Opfer.

Freilich war dies quantitativ und qualitativ nur ein schwacher Vorgeschmack auf das Grauen, das der Osten – namentlich Polen, die Länder der Sowjetunion, auch einige Staaten Südosteuropas – nach dem Start des „Unternehmens Barbarossa“ am 22. Juni 1941 erleiden sollte. Der überfallartige Angriff auf die Sowjetunion, auf breiter Front vorgetragen und zunächst in buchstäblich mörderischem Tempo vorankommend, war das Startsignal für die finsterste Etappe in der ohnehin düsteren Geschichte des Nationalsozialismus. Denn hier handelte es sich nicht einfach um einen imperialen Feldzug zur Eroberung fremder Länder. Was hier stattfand war der irrsinnige Versuch, Hitlers geopolitischen Rassenwahn in die blutige Tat umzusetzen. Die germanische Herrenrasse sollte nicht nur den ihr zustehenden Lebensraum im Osten erhalten. Sie sollte auch für alle Zeiten rein gehalten werden, geschützt vor jeder Gefahr einer Verunreinigung, die slawische Untermenschen, Bolschewiken oder Juden über sie bringen könnte. Was das konkret für die Menschen bedeutete, die dem arischen Ansturm im Wege standen war klar: Vertreibung, Versklavung, schließlich und vor allem aber: Vernichtung.

Nach allem was wir wissen, gingen schon die regulären Truppen der Wehrmacht auf dem Weg nach Moskau, Lenin- oder Stalingrad deutlich mitleidloser und härter mit Kriegsgegnern und Zivilbevölkerung

um als in anderen Teilen Europas. Aus vielen Briefen von Soldaten konnte man hören, dass sie bei Begegnungen mit den armen Bauern des Ostens genau jene Menschenbilder vor Augen hatten, die sie aus der Nazi-Propaganda gelernt hatten. Dass die Ansicht der vermeintlichen Untermenschen auch das Töten erleichtert haben mag, ist zumindest nicht auszuschließen. Gleichwohl bedurfte es für die großen Mordaktionen der Sonderkommandos, Einsatztruppen der SS, eigens zusammengestellter Polizeibataillone oder einheimischer Hilfstruppen – beispielsweise aus dem Baltikum - , die der jeweiligen Front folgten, um ethnische Säuberungen auf die denkbar grausamste Art durchzuführen. Schon die Lektüre der Berichte solcher Massenerschießungen, und wir kennen viele von ihnen, ist noch heute kaum zu ertragen. Unbarmherzig wurden die Todgeweihten zusammengetrieben, auch Alte, Kranke, Frauen und Kinder, um sie am Rand der von ihnen oft selbst ausgehobenen Gruben reihenweise zu liquidieren. In Babi Jar, einer Schlucht vor den Toren der ukrainischen Hauptstadt Kiew, wurden dergestalt an nur zwei Tagen 33.771 Menschen ermordet.

Am schlimmsten traf die nazistische Vernichtungspolitik bekanntlich die Juden Europas. Es ist alles andere als ein Zufall, dass nach der vorangegangenen Politik der Internierung und Deportation nun auch die sogenannte „Endlösung“ im Zuge des Unternehmens Barbarossa beschlossen wurde. Denn hier im Osten lebten nicht nur die meisten Juden Europas, hier lag auch der behauptete Zusammenhang von

„jüdisch“ und „bolschewistisch“ scheinbar auf der Hand, fügte sich zudem der Völkermord nahtlos in den Gesamtzusammenhang einer rassistisch begründeten Eroberung von Lebensraum. Eigens für die berüchtigte Aktion „Reinhardt“ wurden reine Vernichtungslager in Sobibor, Belzec und Treblinka errichtet, in denen etwa 1,75 Millionen Juden, Roma und Sinti getötet wurden. Weitere 1,1 Millionen Menschen kamen in den Gaskammern des ausgedehnten Lagersystems von Auschwitz ums Leben. Anders als wir meist denken, wurden gleichwohl keineswegs die meisten der insgesamt 5,7 Millionen jüdischen Opfer in den industriellen Fabriken des Todes umgebracht. Vielmehr wurde gut die Hälfte dieser Menschen auf herkömmliche Weise (also gewissermaßen von Angesicht zu Angesicht) hingerichtet, wurde dem Hungertod preisgegeben oder erlag Seuchen und Epidemien.

„Wir schaufeln ein Grab in den Lüften, da liegt man nicht eng“, heißt es in einer Zeile der wohl berühmtesten lyrischen Verarbeitung des Holocaust. In den Worten Paul Celans könnte man durchaus den gesamten Zweiten Weltkrieg als eine nicht enden wollende Todesfuge beschreiben. Allein die Nennung der Opferzahlen ist schwindelerregend. Geschätzte 57 Millionen Menschen kamen in allen betroffenen Regionen der Welt ums Leben, 40 Millionen davon in Europa. Den höchsten Blutzoll musste mit 25 Millionen Opfern die Sowjetunion zahlen, wobei die 700.000 während der Belagerung von Leningrad verhungerten Zivilisten und die siebenstellige Zahl der in deutschen

Kriegsgefangenenlagern verhungerten Rotarmisten als besonders traurige Exempel hervorrangen. Die Polen hatten mit sechs Millionen Toten relativ gesehen die höchsten Verluste zu beklagen, während es sich bei den sieben Millionen Deutschen vornehmlich um gefallene Wehrmachtssoldaten, aber auch um 600.000 Opfer des Bombenkriegs und um viele Hunderttausend ermordete Regimegegner handelte. Der Siegeszug des Todes, der seit 1939 Europa heimsuchte, er ist nicht nur das erschreckendste Beispiel für die Grausamkeit und die Willkür der nationalsozialistischen Diktatur. Er ist auch ein einzigartiges Zeugnis dafür, was aus Menschen unter den Bedingungen entfesselter Gewalt werden kann. Denn es waren ja keineswegs nur gefühlskalte Profikiller, die über den Kontinent zogen, um Schrecken und Tod zu vertreiben. Vielmehr waren es zum überwiegenden Teil „ganz normale Männer“, die, wie Christopher Browning in seiner gleichnamigen Studie gezeigt hat, zu Massenmördern werden konnten. Die Lizenz zum Töten, die Praxis der zur alltäglichen Verrichtung gewordenen Exekution, sie ließ jede menschliche Empathie verschwinden und verwandelte rechtschaffende Familienväter in monströse Tötungsmaschinen.

Noch heute, mehr als 70 Jahre nach der totalen Katastrophe, nach dem Ende des Krieges und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft, stehen wir mehr fragend als verstehend vor einer Geschichte, die uns auch durch das 21. Jahrhundert begleiten wird. Wie ein solch unfassbarer Ausbruch aus der Zivilisationsgeschichte überhaupt mög-

lich war, wie die menschliche, materielle und moralische Zerstörung eines ganzen Kontinents ausgerechnet von einem Land ausgehen konnte, das mit seinen kulturellen und zivilisatorischen Leistungen eigentlich einen Spitzenplatz in der Weltgemeinschaft eingenommen hatte, das ist eine Frage, die nicht nur uns Deutsche noch sehr lange beschäftigen wird. Immerhin ist in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten vieles geschehen, sowohl in der historischen Forschung wie in der öffentlichen Erinnerungskultur. Die Zeit des Verschweigens, Verharmlosens und Verleugnens ist (fast) überall vorbei und was die nationale und internationale Geschichtswissenschaft betrifft, so lässt sich sogar feststellen, dass keine andere Phase der Weltgeschichte mittlerweile quantitativ und qualitativ so gut durchleuchtet ist wie die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts. Ein großer Nachholbedarf besteht weiterhin in der regionalen und lokalen Historiographie, in Projekten also, wie Sie sie auch hier im St. Wendeler Land verfolgen. Denn gerade hier, an der Basis vergangener Wirklichkeit, lässt sich die Frage, „wie so etwas möglich war“ viel präziser beantworten als aus einer nationalen oder gar internationalen Vogelperspektive. Freilich ist es dazu aber auch notwendig, jene intellektuelle Distanz zum Thema zu halten, die in der zeitgenössischen Forschung heutzutage mustergültig vorexerziert wird. So wenig, wie das Wegschauen je geholfen hat, so wenig hilfreich ist es, die Geschichte des Nationalsozialismus nun gleichsam in umgekehrter Richtung zu instrumentalisieren, sie zu einem moralischen Rundumschlag zu nutzen, bei dem letz-

ten Endes nicht nur eine oft fragwürdige Moral, sondern meist auch die historische Wahrheit auf der Strecke bleibt. Wenn wir die Frage, wie so etwas möglich war, nicht nur rhetorisch stellen, sondern buchstäblich ernst nehmen, dann müssen wir als erstes begreifen, dass der Nationalsozialismus nicht irgendwie vom Himmel fiel – oder vielmehr: aus der Hölle emporstieg – ,sondern, dass er aus der Mitte unserer zivilisierten mitteleuropäischen Gesellschaft hervorgegangen ist. Wir müssen also akzeptieren, dass „die“ Nationalsozialisten keineswegs immer die „ganz Anderen“, die schlechthin Bösen oder sogar pathologisch Anormalen, sondern zuallermeist ganz normale Menschen waren. Wie sich das Böse aus einer menschlichen und gesellschaftlichen Normalität entwickeln kann, das gilt es weiterhin am Beispiel des Nationalsozialismus zu erforschen. Denn genau das müssen wir wissen, um der historischen Wahrheit nahe zu kommen und um unseren Teil dazu beitragen zu können, dass so etwas hoffentlich *wirklich* nie wieder geschehen kann.